

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu  
36619

## Erzählungen und Miscellen.

### Der Schmetterling.

Eduard v. Waldau war ein Jüngling von ganz vorzüglichen Talenten, einem gefühlvollen Herzen und von einnehmender Gestalt. Er war sehr gefällig, diensfertig, wohlthätig, ja sogar großmüthig; er konnte von allem Guten und Edlen wohl bis zu Thränen gerührt werden. Allein er hatte einen unbegrenzten Hang zu Vergnügungen, und jede ernstere Beschäftigung war ihm eine Last. Dabei war er eitel und liebte den Aufwand in Kleidung und Geräthschaften. Er war der einzige Erbe eines unermesslichen Vermögens. Das wußte er, und das bestärkte ihn noch mehr in seinem Vorsatze, ganz dem Vergnügen und der Ehre zu leben.

Eduards Vater war ein Mann von Einsicht und dem edelsten Charakter. Er machte dem Sohne öfters die nachdrücklichsten Vorstellungen. „Sei es,“ sagte er, „daß Dich unser Vermögen der Mühe für immer überhebe, Dein Brod mit irgend einer Wissenschaft oder Kunst, mit der Feder oder dem Degen zu verdienen. Allein leben wir denn nur uns? Haben wir denn nicht Pflichten gegen die Gesellschaft? Ist es nicht heilige Pflicht, alle unsere Ga-

ben zu unserem und Anderer Besten zu verwenden? Und können wir Anderen wahrhaft nützlich werden und zum allgemeinen Wohle beitragen ohne einen gebildeten Verstand, ohne ein edles Herz? Und dann leben wir ja nicht bloß für diese Welt. Wir haben eine höhere Bestimmung. Wir sind nicht hier auf Erden, spazieren zu reiten, Billard zu spielen, Oper und Concert zu besuchen und Punsch zu trinken. Das Leben hier unter dem Monde hat eine ernstere Bedeutung. Es ist Vorbereitung auf ein anderes, höheres Leben, und unser Benehmen dahier hat Folgen für die ganze Ewigkeit.'

Der Sohn widersprach dem Vater nicht. Er fühlte die Wahrheit dieser Vorstellungen. Sie waren auch nicht ganz vergebens. Man sah Eduard selten müßig. Allein die französische Sprache, das Landschaftmalen, das Fldtenspielen waren seine liebsten Beschäftigungen. Ernste Wissenschaften floh er. Selbst in der so angenehmen Naturgeschichte war er sehr unwissend. Er las nur die Geschichte des Pferdes, des Hundes, des Hirsches und der übrigen Waldthiere. Mit den Insekten oder, wie er sie nannte, mit dergleichen Ungeziefer mochte er sich nicht abgeben. Es sei nicht er Mühe werth, meinte er. Und was die Vergnügungen betraf, so war er zu schwach, ihren Reizen und dem Zureden und dem Beispiele seiner Jugendfreunde zu widerstehen. Er besuchte, oft dem Vater unbewußt, ihre Gesellschaft. Es ging da oft ziemlich wild her. Er machte manches Vergnügen mit, dessen er sich schämte; denn er konnte es nicht ertragen, sich von seinen Freunden wegen seiner Gewissenhaftigkeit verspotten zu lassen. Er kam oft sehr spät nach Hause. Er wußte die Diener mit einigen Goldstücken zum Schweigen zu bringen. Er war auf dem Wege, ganz zu Grunde zu gehen. Der Vater warnte ihn oft mit wehmüthigem Blicke, oft mit nachdrücklichen Worten.

Eduard fühlte sein Gewissen erschüttert, gelobte sich und dem Vater Besserung — und blieb der Alte.

Eine Zeit betrug er sich indes doch würdiger und anständiger. Ein ernstes, etwas schauerliches Ereigniß hatte ihn zur Besinnung gebracht. Ernest, sein bester Jugendfreund, ein noch vor kurzem schöner, blühender Jüngling, lag auf den Tod krank. Eduard besuchte ihn fast täglich. Einst begleitete er den Arzt an die Treppe und fragte bekümmert: „Nun, wie sieht's?“

„Schlecht sieht's,“ sagte der Arzt. „Und Ihnen brauche ich kein Geheimniß aus der Ursache seines Todes zu machen: er hat zu schnell gelebt. Man wirft,“ fuhr er fort, „den Aerzten, und zwar den Aerzten des Leibes, wie denen der Seele, vor, sie machten das Leben langweilig. Indes kenne ich unzählige edle Männer, die bei ihrer ordentlichen, weisen Lebensart, die der Vernunft und der Beschaffenheit der menschlichen Natur angemessen ist, nie die geringste Langeweile haben, und die ihre Vergnügungen nie für die eurigen geben würden, ihr jungen Herren, wenn auch nicht der hohe Preis, Gesundheit und Leben, darauf stände. Kurzweilig machen eure Vergnügungen das Leben nun eben auch nicht. Ich ward oft Zeuge, wie auf einen kurzweiligen Abend sehr lange, unbehagliche Tage folgten. Aber kurz machen sie das Leben, das ist ganz gewiß. Sehen Sie zu, daß Sie nicht auch auf dem kürzesten Wege zum Kirchhofe sind.“ Mit diesen Worten wandte der Arzt sich um und ging die Treppe hinab.

Ernest kam dem Tode immer näher. Einmal, da er sich sehr übel befand und es selbst fühlte, es werde mit ihm nicht lange mehr währen, faßte er Eduard's Hand. „Du warst immer mein liebster Freund,“ sprach er, „Du bist auch der treueste. Alle

Andere laufen ihren Vergnügungen nach und kümmern sich wenig mehr um den armen Ernest, der ihnen nun nicht mehr zutrinken kann. Selten, daß einer die Treppe heraufspoltert, mir einen guten Morgen und den kurzen Trost zuwirft: „Bruder, es wird sich geben!“ und betroffen über meine abgezehrte Gestalt davon eilt. Du nur hieltest treulich bei mir aus. Habe Dank und verzeihe mir, daß ich auch Dich auf den Weg verleitete, der mich zum frühen Grabe führt. Kehre um, liebster Eduard, bei Dir ist es vielleicht noch Zeit. Erspare Deinen Eltern den Jammer, den ich den meinigen mache. Laß fremde Thränen Dich weise machen. Fliehe das, was mich jetzt mit Vorwürfen gleich giftigen Schlangenbissen peiniget. Kehre von meinem Grabe, zu dem Du mich bald begleiten wirst, weiser zurück. Achte diese Worte von den blassen Lippen Deines sterbenden Freundes nicht geringe. Sieh diese Thränen auf meinen eingefallenen Wangen! vielleicht sprechen sie beredter zu Deinem Herzen, als meine Worte. Ich weine sie um Dich! Es jammert mich Deiner, daß es Dir auch gehen soll wie mir. Ach! ich habe Dich zu mancher Thorheit verführt, zu mancher That, deren ich ohne Erröthen nicht erwähnen kann. Du siehst die Bluth auf meinen Wangen. Am Rande des Grabes, an den Pforten der Ewigkeit sieht man das Leben anders an. Es ist wahr, der Tod ist der beste Sittenlehrer. D versprich mir, nichts mehr von dem Allen zu thun, was mir jetzt noch meine letzten Augenblicke verbittert, und ich sterbe wenigstens in diesem Stücke ruhiger, Dich gewarnt zu haben, damit Du noch am Rande des mit Blumen bedeckten Abgrundes umkehrest.“

Ernest hatte auf dem Tischchen neben seinem Bette eine goldene Repetiruhr liegen. „Nimm diese Uhr zum Andenken, liebster Eduard,“ sagte

er. „Mein Großvater hat sie mir einst geschenkt. „Bedenk“, eine von diesen Stunden wird Deine letzte seyn; thu' daher zu keiner Stunde Böses.“ So sprach der ehrwürdige Greis, als er sie mir gab. Erinnere Dich öfter an diese Worte, bester Eduard!“

Eduard versprach's mit einem Händedruck und küßte ihm die Thränen von den Wangen. Es war bereits Mitternacht. Eduard wich nicht von seiner Seite. Nach einigen Augenblicken athmete Ernest in langen Zügen; sein Angesicht ward schrecklich bleich, und seine großen schwarzen Augen starrten so vor sich hin; es verging keine halbe Stunde, so war er eine Leiche. Eduard betrachtete die erblaßte Gestalt seines Freundes voll stummen Schmerzes, brachte den Keß der Nacht neben der Leiche zu und ging dann hinaus in's Freie, sich auszuweinen. Er sah und fühlte es nicht, wie schön und warm die Morgensonne aufging; die ganze Welt schien ihm zu trauern. Er faßte tausend gute Vorsätze. Allein er hielt sie — ach Gott, was ist der Mensch! — nicht einmal ein Jahr.

Eduard veränderte seinen Aufenthalt und besuchte die Residenz. Neue Vergnügungen zerstreuten ihn, er dachte des armen Ernestes nicht mehr.

Einst kam er nun Nachts sehr spät nach Hause. Schon im Heimgehen hatte ihm sein Innerstes die bittersten Vorwürfe gemacht. „Nein,“ sagte er, „so kann, so darf es nicht bleiben!“ Er hatte versäumt, heute die Briefe seines Vaters zu beantworten. Er wollte noch eine Stunde der Nacht dazu verwenden. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, hieß den Diener, der ihm herauf geleuchtet hatte, das Licht auf den Tisch stellen und zu Bette gehen. Das Schreiben kam ihm sehr schwer an. Der Gedanke an seinen Vater machte ihn traurig. „Wenn

er wüßte, wie ich's treibe, er würde tief betrübt!"  
dachzte er.

Er zog seine goldene Revetiruhr heraus, die ihm Ernest auf seinem Sterbebette zum Andenken gegeben hatte, auf deren Stundenblatt die Worte standen: „Eine aus diesen!“ Es war dreiviertel auf zwölf Uhr. „Ernest, Ernest, auch Dir habe ich nicht Wort gehalten!“ seufzte er.

Es war sehr schwül; er war sehr erhitzt. Er öffnete das Fenster, aus dem man am Tage eine weite Aussicht über prächtige Gärten hin in eine reiche Landschaft hatte. Der halbe Mond ging blutroth unter; in der Ferne wetterleuchtete es, und der Wind sauste schauerlich durch die Blätter der Bäume. Die Stille und Einsamkeit nach dem lauten Tumult hatte etwas Herzergreifendes. Er setzte sich wieder zu schreiben. Jetzt schlug es auf dem Thurme zwölf Uhr.

Mit einemmal flog etwas mit einem seltsamen, surrenden Geräusche zum Fenster herein, umschwirrte ihn, ohne daß er deutlich sehen konnte, was es war, löschte das Licht aus, stürzte den Leuchter um und ließ dann einen eigenen kläglichen, durchdringenden Ton hören, der Eduarden sehr unheimlich vorkam. Ihm war seltsam zu Muthe, und es lief ihm eisfalt über den Rücken. Er suchte sich indes im Dunkeln an sein Nachttischchen hinzufinden, wo sein Feuerzeug stand.

Er zündete die Wachskerze an, die auf dem Feuerzeug saß, und kehrte zu dem Schreibtisch zurück. Der umgestürzte Leuchter mit der abgebrochenen Kerze und dem rauchenden Dochte war ihm ein trauriges Sinnbild. Er sah etwas auf dem Tische umherflattern, beschaute es näher und erblickte einen Todtenkopf, der deutlich auf dem Rücken eines ungeheuer großen, düstern Schmetterlings, dergleichen er noch nie gesehen hatte, ab-

gebildet war. Der Anblick erfüllte ihn mit Entsetzen.

„Mein Gott,“ sagte er, „die ausgeldschte, noch rauchende Kerze, der Trauervogel, der Todtenkopf, das sind traurige, ernste Sinnbilder. Wenn das eine Vorbedeutung meines nahen Todes wäre — wenn Ernest mich meines gebrochenen Wortes erinnerte! Wenn er mich rief! — Doch — sei das, wie es wolle, wenn ich so fortlebe, muß ich ihm halbe nachfolgen in das Grab!“

Er konnte den Brief nicht vollenden. Er schloß die Fenster und ging zu Bette. Allein es war an kein Schlafen zu denken. Er wagte es nicht, das Licht auszulöschen. Er war sehr froh, da der anbrechende Morgen die nahen Bäume und Dächer röthete. Er stand auf, und ihm war gar nicht wohl. Er fühlte etwas Fieberhaftes und fürchtete, das sei der Anfang einer schweren Krankheit.

Er klingelte. Der Diener kam. „Lieber Himmel,“ sagte dieser, „wie blaß sehen Sie aus! Sie erschrecken einen. Fehlt Ihnen etwas? Gehen Sie doch wieder zu Bette.“ Eduard thats. Er ließ den würdigen Geistlichen, der einst der Erzieher des Fürsten gewesen und nun Hofprediger und ein berühmter Kanzelredner war, zu sich bitten. Sein Vater hatte ihm Empfehlungsbriefe an den edlen Mann mitgegeben; allein Eduard hatte ihn schon lange nicht mehr besucht.

Der menschenfreundliche Geistliche kam unverzüglich. Eduard erzählte erst redlich und aufrichtig die Geschichte seines Lebens und dann den Vorfall der verflossenen Nacht und bat um Belehrung, Trost und Beruhigung.

„Sein Sie ruhig, lieber Freund,“ sprach der ehrwürdige, freundliche Mann. „Von einer Seite betrachtet, ist das Ereigniß, das Sie erschreckt hat, ganz natürlich, und ich möchte fast sagen, gewöhn-

lich und alltäglich. Der Schmetterling,“ fuhr er fort; indem er ihn an dem grünen, seidnen Vorhange des Fensters sitzen sah, „ist ein gar nicht seltener Sommervogel, und mich wundert, daß Sie als ein Jüngling von Erziehung ihn nicht kennen. Unterricht in der Naturgeschichte, die überhaupt sehr lehrreich, angenehm und nützlich ist, könnte uns auch manchen unnöthigen Schrecken ersparen. Die Schmetterlinge fliegen gern den brennenden Lichtern zu. So gng's auch hier. Daß übrigens der schöne silberne Leuchter da, der eine schlanke korinthische Säule vorstellt, aber auf die hohe Wachskerze, die darauf steht, nicht wohl berechnet war, umstürzte, als der Vogel, der einen starken, kräftigen Flug hat, daran stieß, ist sehr begreiflich. Von dieser Seite hat also das Ereigniß gar nichts Besonderes oder Ungewöhnliches, und Sie dürfen sich nicht im Geringsten beunruhigen, am wenigsten darin eine Vorbedeutung Ihres nahen Todes sehen, was mir Ihre Ungewissheit zu verrathen scheint.“

„Von der anderen Seite betrachtet, ist aber der Vorfall doch nicht ohne Bedeutung. Ohne Gottes Willen fällt ja kein Haar von unserem Haupte; ohne seine Fügung kein Sperling vom Dache. Daß nun der Ihnen unbekannte Schmetterling gerade in dem Augenblicke hereinflog, da Sie der Lehren Ihres Vaters und der Worte Ihres verstorbenen Freundes gedachten, da Ihr Gewissen so vernehmlich zu Ihnen sprach, da die Mitternachtsstunde, der ernste Glockenschlag, das schauerliche Flüstern der Luft Ihre Einbildungskraft aufregte, und dann der Anblick des Sinnbildes unserer Sterblichkeit, eines Todtenkopfes, nebst der erloschenen Kerze einen so mächtigen Eindruck auf Sie machen mußte — das ist Gottes Leitung. Da ist Gottes Finger.“

„Gott hat in seinem Reiche allerlei Mitgehilfen bei dem großen Werke, die Menschen zu bessern.

Sowohl die heilige als die weltliche Geschichte giebt uns mehrere auffallende Beispiele davon. Irgend ein unbedeutendes Geschöpf, ein frühender Hahn, der, wie ich bezeugen kann, einmal in stiller Nacht einen Sünder an die Bußzähren des Petrus erinnerte, oder ein stummer Fisch, in dessen Kopfe ein Tyrann der Vorwelt einmal das Haupt seines unschuldig hingerichteten treuen Dieners erblickte, hat schon oft mehr gewirkt, als die Beredtsamkeit des größten Redners.“

„Lassen Sie also den Eindruck nicht unbenützt vorübergehen. Obwohl er durch einen ganz natürlichen Zufall bewirkt wurde, so ist er dennoch von der höchsten Weisheit und Güte, die Alles leitet und nichts ohne Absicht geschehen lassen kann, zuverlässig beabsichtigt. Für den Weisen giebt es keinen Zufall in der Natur. Eine Kleinigkeit machte schon manchmal eine große Aenderung in der Weltgeschichte. Ein fallender Apfel veranlaßte einen Weisen, die Gesetze, nach denen sich die Gestirne bewegen, aufzufinden und den Sternenhimmel und den ganzen Weltbau als ein geordnetes, zusammenhängendes Ganzes, als ein Werk der anbetungswürdigsten Weisheit und Allmacht darzustellen. Ein Funke, der in einen Mörtel fiel, gab der Erde eine andere Gestalt, rottete die wilden Thiere in vielen Ländern Europa's und entfernter Welttheile aus und bändigte die noch wildern, auf ihre Faust und ihre festen Burgen trotgenden Räuber in Deutschland.“

„Mögte daher diese Kleinigkeit auch in Ihrer Lebensgeschichte eine große, heilsame Veränderung hervorbringen! So würden Sie einem unbedeutenden Geschöpfe, dessen sich Gott bediente, Sie zu erschüttern, Ihre Rettung von dem bösen Wege, die Erhaltung Ihrer Gesundheit und Ihres Lebens, Ihr und Ihrer künftigen Familie Glück zu danken haben.“

Der fromme, erfahrene Mann sagte nun dem Jünglinge ohne Rückhalt Alles, was ihm in dessen Leben mißfiel, und forderte ihn auf, die elenden Gesellschaften, die er besuchte, als seiner unwürdig zu verschmähen, den Umgang edler Menschen zu suchen, seine Talente gut anzuwenden, die Geistesgaben, mit denen Gott ihn ausgestattet, auszubilden und ganz seiner großen Bestimmung für diese und jene Welt zu leben. Eduard versprach's, und der Geistliche umarmte und segnete den guten Jüngling, der sein Wort getreulich hielt und ein sehr edler Mann ward.

Eduard hatte in der Folge auf seinem Schlosse eine schöne Sammlung von Schmetterlingen angelegt. In der Mitte eines reichlich vergoldeten Rahmens prangte unter vielen bunten Schmetterlingen der Todtenkopfvogel, den er sorgfältig aufbewahrt hatte. Wenn nun die Fremden, die ihn besuchten, besonders die vom heranblühenden Alter, die reiche Mannigfaltigkeit der so ähnlichen und doch so verschiedenen Schmetterlinge, und die herrlichen Farben der schönbestäubten Flügel bewunderten, und dieser junge Herr, bald jenes Fräulein aus der Gesellschaft einen schöneren Vogel entdeckt haben wollte und ein freundschaftlicher Streit darüber entstand, welcher von allen der schätzbarste sei, so sagte Eduard zum nicht geringen Erstaunen der Umstehenden, indem er auf den Todtenkopf zeigte: „Dieser ist mir der liebste in der ganzen Sammlung. Gerade diesem Todtenköpfschen danke ich's, daß ich noch lebe. Ohne diesen Todtenvogel wäre ich schon lange unter den Todten des Gottesackers da drüben vermodert.“ Er erzählte, was ihm mit diesem Schmetterlinge begegnet war und schloß mit dem wohlmeinenden Wunsche: „Mögte die Erzählung auf Sie, meine jungen Freunde, eben den Eindruck machen, den die Begebenheit selbst auf

mich gemacht hat! Die Geschichte von dem Todtenkopfvogel würde dann auch Ihnen ein Wink sein zum weisen, wahrhaft frohen Leben hier auf Erden und zum seligen Leben dort oben.“

Eduards Vater fügte der Geschichte noch manche schöne Bemerkung bei. Einmal sprach er, von dem Gedanken an jenes bessere Leben ergriffen: „Obgleich dieser Schmetterling uns das traurige Sinnbild unserer Sterblichkeit vorhält, so ist er uns dennoch zugleich das tröstlichste Bild in der Natur von unserer Sterblichkeit. Als ein schwerfälliger, unbehilflicher Wurm kroch er an einer niedrigen Staude, lebte von grober Nahrung, konnte sich nicht über die Erde erheben, grub sich, ausgelebt und lebensmüde, selbst sein Grab, lag wie eine Leiche ver mummt im Grabe und verschlummerte da, mit Eis und Schnee bedeckt, den rauhen Winter mit allen seinen Stürmen. Aber sieh! im Frühlinge erwachte er wieder, ließ seine Todtenhülle in der Erde zurück, kam aus dem Grabe hervor, fing ein zweites vollkommneres, genußreicheres Leben an, lebte, größere Nahrung verschmähend, nur vom reinsten Saft der Blumen, war aus dem kriechenden Erdwurme ein neues beflügeltes Geschöpf geworden, das einer höhern Ordnung von Geschöpfen angehört und sich in die Lüfte des Himmels empor-schwingt.“

„Zwar ging mit jeder Raupe eine ähnliche Verwandlung vor; ihr Leben schien unterbrochen, damit sie als Schmetterling schöner und kräftiger wieder aufstehe, und schon das graue Alterthum bildete deshalb die Seele, Psyche genannt, sehr sinnvoll als eine zarte menschliche Gestalt mit Schmetterlingsflügeln ab. Allein dieser Schmetterling hier bleibt mir doch der merkwürdigste von allen, nicht allein, weil er in der Lebensart meines Sohnes die wohlthätige Aenderung bewirkte sondern auch weil

der Schöpfer dieses Geschöpf nicht nur zum Sinn-  
bilde der Unsterblichkeit machte, und ihm überdies  
noch — wohl nicht ohne die weisesten Absichten —  
das Schreckenszeichen der menschlichen Hinfälligkeit  
eindrückte; es ist, als rufe dieser Vogel dem Men-  
schen, der über dies Wahlzeichen erschrickt, die Be-  
lehrung zu: Zittre nicht vor dem Tode, o Mensch!  
Aus dem Grabe, als ein Auferstandener, als ein  
Bote der Auferstehung und Unsterblichkeit, komm  
ich zu dir. Auch ich starb, ruhte als Leiche in der  
Erde, erstand aber wieder vom Tode und triumphirte  
über Grab und Moder. Du wirst zwar auch ster-  
ben und begraben werden, aber herrlicher wieder  
auferstehen.“

„So, meine Freunde und Freundinnen, ver-  
stehe ich die Sprache des Schöpfers in der Natur.  
Auch wir gleichen diesem Doppelgeschöpfe, das zwei  
Leben lebt, zwischen denen Erstarrung und Winter-  
schlaf, Tod und Grab in der Mitte liegt. Noch  
sind wir sehr beschränkte, unvollkommene Geschöpfe;  
allein wir sind bestimmt, dereinst vollkommene  
Wesen zu werden. Das schöne Morgenroth der  
Unsterblichkeit bricht für unsere Seele an, sobald  
sie vom Leibe getrennt ist. Aber auch unser Leib  
wird nach der Erstarrung und Todeskälte wieder auf-  
erweckt werden zu einem neuen, ewigen Frühling.“

„Wie unweise wären wir, wenn wir so dahin  
lebten, als wäre unser gegenwärtiger Zustand Alles?  
Lassen Sie uns, meine Freunde, unsere Blicke über  
die Sterne erheben; wir wollen die wenigen, schnell  
vorüber eilenden Augenblicke, die wir hier im Staube  
leben, wohl benützen, damit, wenn unser Leib hin-  
sinkt in das Grab, unser Geist sich verklärt und selig  
in jene bessere Welten aufschwingen, und auch unser  
Leib am letzten der Tage wieder aus dem Grabe  
auferstehen möge — neugeschaffen und unsterblich!“

# Paul und Hubert

über Matth. 5, 38—41.

Paul und Hubert gehen in einem Walde spazieren, Paul fragt seinen Freund: aber warum so nachdenklich, lieber Hubert?

Hubert. Du hast mir gerathen, ich solle fleißig in der heiligen Schrift lesen, das habe ich auch gethan und im Anfange gefiel es mir sehr wohl, aber jetzt nicht mehr.

Paul. Aber warum denn nicht?

Hubert. Es stehen seltsame Dinge darin.

Paul. Du begreifst vielleicht die Wunder nicht, lieber alter Freund? Du mußt nur immer denken, daß Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, alles möglich ist.

Hubert. Ach nein! die Wunder wären mir ganz recht. Der das Auge gemacht hat, wird auch ein blindes wieder sehend machen können. Nein die Wunder freuen mich vielmehr, sie sind so schön und so tröstlich. Diesmal hast Du's nicht getroffen, lieber Freund!

Paul. Nun was ist es denn? Was ist Dir nicht klar in der heiligen Schrift?

Hubert (zieht ein Papier aus der Tasche). Sieh nur, es ist schon fast zerrissen vom vielen Kehren und Wenden, ich habe mir die Stelle ausgeschrieben, da heißt es: „Matthäi am Fünften — Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich jemand nöthigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei.“

(Schüttelt anhaltend mit dem Kopfe.) Nein, nein, nein, und noch einmal nein!

Paul (blickt durch die grünen Zweige zum heitern Himmel). Ach Herr! laß uns leuchten dein liebes Licht! — Freund und Bruder, es giebt sich auch dies, damit Du Dich nicht daran sitzt. Sieh! da streckt sich eine starke Wurzel aus dem Boden, und in der Dunkelheit kannst Du darüber fallen; scheint aber die Sonne vom Himmel, so hebst Du wohl Deinen Fuß auf und kommst glücklich hinüber.

Hubert. Ach so! Du meinst, man dürfte es nicht so genau damit nehmen.

Paul. Ei bewahre! was der Herr gesagt hat, das muß man alles genau nehmen.

Hubert. Dann ist mir die Wurzel zu groß und ich werde wohl nicht hinüber kommen.

Paul. Wir wollen sehen. Höre mir einmal aufmerksam zu. Der Herr Christus spricht zu seinen Jüngern: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Es steht das im alten Testament, in den 5 Büchern Moses und heißt: Schaden um Schaden! Wer einem Schaden thut, der soll wieder Schaden leiden. Aber es dies ist ein Gesetz und eine Richtschnur für die Obrigkeit, die soll den züchtigen, der Unrecht thut; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut. Ich erinnere mich noch deutlich, daß uns unser Lehrer gesagt hat: in früheren Zeiten haben die Juden ein jeder selbst ihre Obrigkeit machen wollen, und haben gesagt: Wer mir ein Auge ausschlägt, dem schlag ich wieder eines aus, und das ist keine Sünde. Da bedeutet nun jetzt der Herr seinen lieben Jüngern, es wäre wohl eine Sünde, und giebt ihnen die Lehre: Rächet euch selbst nicht meine Lieben! Lieber Alter! sollte Dir das ärgerlich sein?

Es lautet doch so schön, so ganz für Friedens-  
kinder.

Hubert. Nein, das ist mir im geringsten nicht  
ärgerlich. Behüte mich der liebe Gott, daß ich  
dem ein Auge ausschlagen dürfte, der mir eins  
ausschlägt; das wäre ja die Polizei der Türken  
und Mamelucken. Auch soll der Christ nicht wie-  
der schimpfen, wenn er geschimpft wird und für  
den Schlingel den Spitzbuben zurück geben; das  
leidet keine Widerrede. Aber es geht weiter lie-  
ber Paul! Er sagt, „daß wir gar nicht wider-  
streben sollen dem Uebel,“ daß wir uns gar  
nicht rühren sollen. Es geht noch weiter, mein lie-  
ber Paul! es geht vom rechten auf den linken Backen,  
und vom Rock auf den Mantel, und das sollen wir  
uns alles gefallen lassen, und uns alles nehmen  
lassen, ohne uns zu rühren. Und ich sage, das ist  
zu viel. Ja, von der Obrigkeit! Warum ist die  
Obrigkeit da? „Daß sie den züchtigen soll, der  
Unrecht thut,“ daß ich bei ihr klagen kann, wenn  
mich jemand hintergeht oder beleidigt. Aber da  
sagt der Herr Christus: „Du sollst nicht zur Obrig-  
keit gehen.“

Paul. Er sagt's. Er sagt zum wenigsten: nicht  
allemaal. Höre mir zu, lieber Bruder! So lange  
die Welt steht, wird Weizen und Unkraut unter  
einander sein, Kinder des Reichs und Kinder der  
Bosheit; und die Kinder der Bosheit sind unter  
einander selbst böse, und machen für sich allein  
der Obrigkeit genug zu schaffen; auch hat sie ja  
sonst noch viel zu richten für Schulen und Kirchen,  
für Arme und Reiche, für Gesundheit und Krank-  
heit, in Kriegs- und Friedenszeiten; Du siehst wohl,  
die Obrigkeit weiß immer, warum sie da ist, auch  
wenn die Kinder des Reichs sie nicht überlaufen. Und  
nicht wahr? da soll doch auch ein Unterschied sein,  
daß die Ungläubigen gleich zu der weltlichen Obrig-

keit laufen, die Gläubigen aber lieber die himmlische suchen, und es dem anheim stellen, der da recht richtet, und lieber harren und dulden. Das will unser lieber Herr Christus, daß seine lieben Reichskinder sollen etwas dulden können und da meint er, das wäre viel schöner, frömmere und seliger als streiten.

Hubert. Aber alles kann man doch nicht dulden.

Paul. Alles und alles wird der Herr auch nicht von uns verlangen. Wenn wir seine drei Exempel anschauen, so finden wir; daß es doch eigentlich keine übermenschliche Ungerechtigkeiten sind, daß es doch gerade keine Sachen sind, die an's Leben gehen. Er sagt zuerst: „So dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar.“ Sieh' nur, er sagt nicht: so dir jemand deinen rechten Arm abhaut, dem halte den linken auch hin. Deine Arme brauchst du, um Weib und Kind zu ernähren, und um deine Arme darfst du dich rühren; aber ob dich die Wange ein wenig brennt, gelt, das hindert dich am Arbeiten nicht?

Hubert. Hindert nicht; aber die Ehre?

Paul. Die Ehre, ja freilich! Welche meinst Du, die eitle oder die wahrhaftige?

Hubert (schweigt).

Paul. Hat der Herr Christus an seiner wahren Ehre verloren, wie sie ihn geschlagen und angespöen haben, war er da nicht geduldig wie ein Lamm? Bringt es Dir mehr Ehre, wenn Du ihm gleichst oder nicht? — Und was richtest Du denn aus, wenn Du den verklagst, der Dich schimpft oder schlägt?

Hubert. Gestraft wird er, fünf Gulden kostet eine Maulschelle.

Paul. Und damit sückt der Gerichtsdiener das Loch an Deiner Ehre wieder zu, und die Leute

halten wieder mehr von Dir? Vielleicht grade die Gotteskinder?

Hubert. Das nicht gerade, aber er muß doch wissen, daß er gefehlt hat.

Paul. Ja das soll er wissen, und Du darfst es ihm sagen. Als der heilige Christus im Kaiphä Palast einen Backenstreich empfing, sprach er zu dem, der ihn schlug: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber wohl geredet, warum schlägst du mich?“ Du darfst also den Beleidiger zurecht weisen, aber lieber Bruder! — mit sanftmüthigem Geist, Du mußt ihm zeigen, daß Du ihm darum nicht böse bist, ja, daß Du bereitwillig bist, noch eine Kränkung von ihm zu erleiden, und willst ihm doch nicht feind werden. Das ist's, was der Herr sagt: so dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem halte den andern auch hin.

Hubert. Es sollte mir doch wohl schwer werden.

Paul. Ein hartes Joch wird mit der Zeit ein sanftes Joch. Lieber Alter, bücke Dich noch ein wenig, und Dein Kopf geht hinunter.

Hubert (seufzt). Aber lieber Paul, ganz wörtlich kann man es doch nicht immer thun.

Paul. Und warum nicht?

Hubert. Ei wenn man so die andere Wange zum Schlagen hin halten würde, das müßte sich doch recht bettelhaft ausnehmen.

Paul. Ich stelle mir vor, es müßte recht vornehm aussehen, wenn es mit der rechten Art geschähe.

Hubert. Nun sage mir doch, wie lerne ich dein die rechte Art?

Paul. Ja, die können wir wohl nicht im Spiegel studiren. Christi Lieb' und Geist im Herzen, tief hinab und hoch hinauf, — nachher käme auf

die Wange von selbst der rechte Schimmer der Hoheit.

Hubert. Laß uns weiter gehen. Ich will doch sehen, ob Du mir auch über die andere Wurzel hinüber hilfst. Da heißt es: „So jemand mit dir will rechten und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.“ Verzeih' mir's der Herr! aber da giebt er uns keine gute Haus-haltungsregel; da ginge man doch gewiß dabei zu Grunde.

Paul. Wer ist je zu Schanden geworden, der dem Herrn vertraut hat?

Hubert. Das läßt sich nicht widersprechen, aber doch — — —

Paul. Der Menschen und Vieh in aller Welt kleidet und die tausend schönen Blumen auf dem Felde dazu, der kann Dir also kein anderes Kleid geben? — Und wird er es nicht thun, wird er Dich erfrieren lassen, wenn Du, im herzlichsten Glauben an ihn, sein Gebot erfüllst? Es gilt nur Glauben.

Hubert. Ja, wer kann so viel glauben!

Paul. Lieber Bruder! die Sache ist wieder so schwer nicht, wenn wir die Worte Jesu genau betrachten. Zum ersten schon: „So jemand will mit dir rechten,“ das geschieht ja doch nicht alle Tage, und Du wirst manches Jahr verleben, wo alle Deine Kleider in Frieden am Nagel hängen können.

Hubert. Das ist richtig.

Paul. Zum andern heißt's doch nur: „der Rock und der Mantel.“ Der Herr sagt noch nicht: „So jemand mit dir rechten will und dein Haus nehmen, dem laß auch die Felder.“ —

Hubert. Jetzt aber Geduld, Paul! Wie lautet es im Anfang? „Ihr sollt nicht widersprechen dem Uebel,“ — da ist ein großes Unrecht so gut als ein kleines.

Paul. Es fragt sich nicht; und wer im Glauben größer geworden ist, soll nachher auch ein größeres dulden können. Aber der Herr, wie er spricht, sieht er die Schwachheit seiner Christen an, und sagt ihnen alles in Exempeln von geringeren Dingen, damit er ihnen nicht ganz den Muth nimmt, und als wollte er sagen: „Ihr lieben, schwachen Jünger, ich will zufrieden sein, wenn ihr das Exempel nur einstweilen mit Rock und Mantel exercirt, bis ihr mehr lernt.“

Hubert. Lieber Gott, bei manchen sind doch auch ein paar Rubel schon viel, wenn man Kinder und Schulden hat.

Paul. Da merke jetzt, was unser Herr Christus zum dritten spricht: „Deinen Rock.“ Dein muß er sein, wenn Du ihn lassen sollst. Wer aber in betrübten Umständen ist und kann nicht sagen: der Rock gehört mir, — sondern den Gläubigern gehört er auch mit, der darf sich auch um ein kleines Gut rühren; ja es ist seine Pflicht und Schuldigkeit, weil er sonst seine Gläubiger betrügen müßte. Und wenn er ein Häuflein zu ernähren hat, und weiß nicht recht, wie? der wird sich auch wehren dürfen, wenn man ihm die Schiebläden ausräumen wollte, denn er kann denken, es gehört meinen Kindern. Es sieht ja auch im nämlichen Gotteswort der Spruch: „Wer die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet.“

Hubert. Wahrlich, es geht wieder! Paul, Du hast ein gutes Verständniß, Du hast große Gaben.

Paul. Bedanke mich! Aber da ist wohl aufzupassen, daß man keine Hinterthüre daraus macht, wie der Herr Kantor sagt. Wenn ein vermögender Mann denken wollte, es gehört ja meinen Kindern, und würde um eine Kleinigkeit prozessiren, der hätte den Sinn nicht getroffen. Seinen Kindern

gehört das tägliche Brod, und hat er das für sie, so soll er ohne Kummer sein und einer Kleinigkeit wegen nicht prozessiren. Zu weit dürfen wir nicht gehen, daß wir nicht über den Text hinausfahren. Die Ausnahme von Schulden und hungrigen Kindern soll gelten; sonst aber bleibt es dabei: Eher ein Beringes fahren lassen, als darum streiten, eher noch so viel zugeben, als darum streiten.

Hubert (mit tiefem Athemzuge). In Gottes-Jesu Namen! — Und über den dritten Stein komme ich jetzt auch hinüber. „So dich jemand nöthigt eine Meile, so gehe mit ihm zwö.“ Gelt, da soll ich einem den Weg weisen und bliebe doch lieber in meiner Ruhe? Und da soll ich denn das faule Fleisch züchtigen, und noch einmal so weit mit ihm gehen?

Paul. Ganz recht, und wenn er auch nicht in die Tasche langt.

Hubert. Ich will.

Paul. Und wenn er es auch nicht gar höflich verlangt?

Hubert. Bitter oder süß, ich will.

Paul. Und wenn er auch nicht mit dem Stocke droht?

Hubert. Du Schelm! Aber es ist Christenpflicht, daß ich dem Nächsten diene, wenn ich weiter nichts zu versäumen habe.

Paul. Ja Hubert, wir müssen auch mit, wenn wir an der Arbeit sind.

Hubert. Nicht doch, nicht doch, jetzt kommt die Ausnahme

Paul. Von jeder Arbeit können wir nicht fort, und wo's nicht sein kann, da verlangt es der Herr auch nicht. Aber viel läßt sich verschieben, und da verlangt es der Herr.

Hubert. Nun ja, wo sich's machen läßt.

Paul. Aber wir wollen uns vor der Hinterthüre in Acht nehmen.

Hubert. Wie verhält es sich denn eigentlich mit der Hinterthüre?

Paul. Das ist so, wenn man in's Haus der Gebote Gottes hinein geht, und in die Stube hinein geht, als ob man darin wohnen und leben wollte, und zu einer Hinterthüre geht man wieder hinaus. Z. B. Du sprichst: „Ich will dem Fremdling den Weg weisen, und will's thun, wenn es auch meine Beine verdriest,“ — da gehst Du in das Haus und in die Stube hinein. „Aber, sprichst Du, keine pressante Arbeit darf ich haben.“ Sieh', das ist ganz recht, aber es kann auch eine Hinterthüre sein. Denn wenn der Fremdling käme, wäre Dir Futter, das Du in der nächsten Woche zu schneiden hast, wohl eine pressante Arbeit; — schau, da gingst Du wieder zur Hinterthüre hinaus.

Hubert (lacht). Nein, wir wollen es redlich meinen. Bei einer dringenden Arbeit geht es freilich nicht, aber sonst wird sich Weg und Steg finden.

Paul. Und gelt, zwei Meilen für eine; um das faule Fleisch zu züchtigen, wie Du gesagt hast, und um dem Nöthiger feurige Kohlen auf das Haupt zu sammeln, wenn er es nicht gar bößlich verlangt hätte. Auch rührst Du vielleicht sein Herz, daß er sich etwas für die Zukunft merkt und einem Fremdlinge gleicherweise thut, wie er es erfahren.

Hubert. Mit Gottes Hilfe will ich alles durchführen.

Paul. Und also wären wir über die starken Wurzeln hinüber und haben uns kein Bein gebrochen.

Hubert. Und mir ist's so liebeich im Herzen, wie die Vögelin singen, und still im Gemüth, wie der Wald steht.

---

## M i s c e l l e n .

---

Der Bruder Redner. Auch in das Steinthal im Elsaß, wo damals der selige Oberlin als Pfarrer in vollem Segen wirkte, kam in den Schreckenszeiten der Französischen Revolution der Befehl der Regierung: Die gewöhnliche gottesdienstliche Feter solle aufhören, die Steinthaler sollten sich einen Präsidenten wählen, dieser einen Bruder Redner ernennen und dann sollten zu gewissen Tagen Versammlungen gehalten werden, bei denen der Bruder Redner gegen die Tyrannen sprechen und mit der Gemeinde sich über die Mittel berathen solle, die Tyrannen abzuschaffen. Selbst im Steinthale fehlte es nun wohl damals nicht an einzelnen solchen, denen diese neue Sache gar verführerisch, neu und anlockend vorkam und die auch gerne das mit und nachgemacht hätten, was die große Nation ihnen vormachte.

Der Pfarrer Oberlin ließ mithin seine Gemeinde unter der Linde zusammen kommen. Er las ihr das eingegangene Schreiben vor und fügte hinzu, das sei Befehl ihrer Welschen (so nannte man im Steinthale die Franzosen) Regierung, und da es die Obrigkeit geböte, müsse man gehorchen. Er hielt es für gut, noch heute gleich zu den nöthigen, vorläufigen Berathungen zu schreiten. Zuerst müsse ein Präsident erwählt werden, und da er als der bisherige gewesene Pfarrer des Ortes für heute wohl noch einmal sich das Recht nehmen dürfe, seine Meinung zuerst zu sagen, so gäbe er seine Stimme dem bisherigen Schulmeister des Ortes und schlage diesen zum Präsidenten vor. Der Schulmeister sträubte sich zwar etwas gegen diese Wahl, aber Oberlin bestimmte ihn bald, sie anzunehmen, und so wurde denn die Wahl des Bruder

Schulmeisters zum Bruder Präsidenten einstimmig von den Bauern bestätigt. Jetzt war nun die Reihe an dem Präsidenten, aus der Mitte der Versammlung Jemand zum Bruder Redner zu ernennen. Wer paßte sich aber dazu besser, als der bisherige Pfarrer Oberlin! Die Wahl wurde mit lautem Beifallrufen der Versammlung bestätigt.

„Jetzt ist nun die Frage,“ sagte Oberlin, „welches Haus und welchen Tag wir zu unseren Versammlungen (Klubbs) wählen wollen? Das Haus des Bruder Präsidenten hat nur eine große Stube: die Schulstube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, besonders da auch die Weiber gern werden zuhören wollen; im bisherigen Pfarrhause ist auch der Raum gering, und so wüßte ich eben doch im ganzen Steinthal kein schicklicheres Haus zu unseren Klubbs, als die bisherige, gewesene Kirche.“ — Die Bauern gaben hiezu allgemein ihren Beifall. — „Was nun den Tag der Versammlung betrifft,“ sagte Oberlin, „so ist der Montag unschicklich, weil da Viele nach Straßburg zu Markte fahren, eben so Mittwoch und Freitag. Ich dächte aber doch, der schicklichste und bequemste Tag zu unseren Versammlungen wäre der bisherige und gewesene Sonntag und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von 9 Uhr an.“ — Die Bauern gaben auch hiezu ihren allgemeinen Beifall.

Als nun die Bauern am Sonntage in die Kirche kamen, stand der Bruder Redner in der Nähe des Altars auf der ebenen Erde. „Was dünkt euch,“ sagte er zu den sich Versammelnden, „sollte es nicht besser sein, ich stellte mich auf die bisherige Kanzel; wir sind hier zu arm, uns einen besonderen Rednersstuhl machen zu lassen und da oben könnt ihr mich besser sehen und hören.“ Die Bauern billigten auch das.

Der neue Bruder Redner trat jetzt auf die

Kanzel. Er zog abermals den Befehl der Regierung aus der Tasche und las ihn vor. „Die Wel-schen,“ sagte er, „wollen also, wir sollen gegen die Tyrannen reden und über ihre Abschaffung uns berathen. Tyrannen sind nun in der alten Zeit solche und solche gewesen, und die haben dies und dies gethan. Hier in unserem stillen Steinthal haben wir nun freilich keinen solchen Tyrannen, es wäre also vergeblich, gegen einen solchen zu sprechen. Ich wüßte euch aber dennoch Tyrannen zu nennen und zu beschreiben, die nicht blos im Steinthal und in eueren Häusern, sondern sogar in eueren Herzen wohnen. Und gegen diese Tyrannen (Mord, Ehebruch, Fleischeslust und alles gottlose Wesen) will ich also hier reden, so wie ich euch denn auch das beste Mittel nennen und beschreiben will, diese Tyrannen abzuschaffen, welches kein anderes, ewig kein anderes ist, als das dargebotene Heil in Jesu Christo.“

Als der Pfarrer eine Zeit lang fortgesprochen hatte, sagte er: „Sollte es nicht besser sein für mich und euch, dazwischen auch Eins zu singen? Und zwar, da wir keine anderen Lieder kennen, aus unserem bisherigen Gesangbuche den und den euch allen wohlbekanntem Psalm?“

So sangen und beteten die Bauern friedlich und in Gott vergnügt mit ihrem Pfarrer, und viele gute Seelen aus der Umgegend, denen die Art der Versammlungen und das, was da gesprochen wurde, besser gefiel, als jene Klubbs, die man an anderen Orten hielt, sammelten sich um Oberlin und seine Steinthaler und fanden da Erquickung und Trost in der Zeit jener großen äußeren und inneren Noth.

---

Bibelübersetzung und Bibelverbrei-tung. Daß wir unsere herrliche, kräftige und un-

übertroffene Bibelübersetzung zunächst und zumest dem gesegneten Fleiße unseres theuern Luthers verdanken, weiß wohl jeder unserer Leser. Weniger bekannt aber dürfte manchem sein, welche außerordentliche Mühe mit Gebet und Flehen von Seiten Luthers und seiner Gehilfen erfordert wurde, ehe das Werk vollendet war, das der Reformation un-nennbaren Vorschub leistete und für das unsere evangelische Kirche nie genug kann dankbar sein. Hören wir Luthern selbst: „Ich habe mich dessen beflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipps, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen fertigten. Lieber! nun es verdeutschet und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern, läuft Einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter, und stößet nicht einmal an, wird aber auch nicht gewahr, welche Wacken und Klöße da gelegen sind, da er jetzt über hin gehet, wie über ein gehöfelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehedem wir solche Wacken und Klöße aus dem Wege räumten, auf daß man könnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wann der Acker gereiniget ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurechten, da will Niemand an.“ Dazu machte er sich die strengste Gewissenhaftigkeit zum Gesetz, die kein Opfer scheut, um zum Ziele zu gelangen. Er ging zu diesem Zwecke in den Werkstätten der Handwerker und Künstler umher, um deren Dinge recht benennen zu lernen; er ließ einen Schöps abstechen, um gründlich die Namen der inneren Theile desselben zu erfahren; er erwirkte sich die Uebersendung der churfürstlichen

Edelsteine zur Ansicht, um das 21. Kapitel der Offenbarung Johannis richtig übersehen zu können; und dennoch verglich der bescheidene Mann seine Uebersetzung gegen den hebräischen und griechischen Urtext mit einem „Kuckuk, welcher die liebliche Melodie der Nachtigall nachzusingen versuche.“ Zu dem allen kam noch eine Uneigennützigkeit, die den theuern Gottesmann vollends achtungswerth macht. Bei seiner großen Armuth und einer Besoldung von nur 200 Gulden nahm er gleichwohl weder für seine Vorlesungen, noch für seine Schriften, unter denen seine Bibelübersetzung oben an steht, irgend eine Bezahlung, um sich den Lohn im Himmel nicht zu verkümmern. „Das kann ich mit gutem Gewissen,“ sagt er, „zeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß darin erzeigt und nie keine falschen Gedanken gehabt habe: denn ich habe keinen Heller dafür genommen. So hab ich meine Ehre darin nicht gemeint, das weiß Gott mein Herr, sondern habe es zu Dienst gethan den lieben Christen und zu Ehren Einem, der droben sitzt, der mir alle Stunde so viel Gutes thut, daß wenn ich noch tausendmal so viel und fleißig dolmetschete, dennoch nicht eine Stunde verdient hätte zu leben oder ein gesund Auge zu haben. Es ist alles seine Gnade und Barmherzigkeit, was ich bin und hab; ja es ist Seines theuern Blutes und sauren Schweißes. Drum soll es auch alles Ihm zu Ehre dienen mit Freuden und von Herzen.“ Schon im Jahre 1517 bot Luther die Erstlinge seiner Uebersetzung in den 7 Bußpsalmen (Ps. 6. 32. 38. 51. 102. 130. 143.) an; auf der Wartburg vollendete er die vollständige Uebersetzung des neuen Testaments, die wahrscheinlich den 15. September 1522 herausgegeben wurde; im Jahre 1523 folgten die 5 Bücher Moses; mit den übrigen Büchern des alten Testaments ging es dann etwas langsamer, so daß erst 1534 das ganze große Werk

mit den Apokryphen vollendet und in diesem Jahre die erste vollständige Bibel in der Lutherischen Uebersetzung ausgegeben wurde, unter dem Titel: „Biblia, d. i. die ganze heilige Schrift, deutsch. Martin Luther. Wittenberg. Begnadet mit Churfürstlicher zu Sachsen Freiheit. Gedruckt durch Hanns Lufft. 1534,“ und in 40 Jahren waren bloß aus der Dffizin des Hanns Lufft hundert Tausend Exemplare vollständiger Bibeln ausgegangen. Um nun diese Uebersetzung so viel als möglich zu verbreiten und dem evangelischen Christenvolke mehr und mehr zu einer richtigen Heilserkenntniß zu verhelfen, und es aufzubauen auf den Grund der Propheten und Apostel, davon Jesus Christus der Eckstein ist, sind in neueren Zeiten die Bibelgesellschaften entstanden, deren Geschichte und gesegneten Wirkungsfreies wir in möglichster Kürze gedenken wollen. Die Mutter, in jeglicher Beziehung, aller Bibelvereine ist die große brittische und ausländische, die, wie die Kirche des Herrn, aus einem Senfforn zu einem gewaltigen Baume erwuchs. Das geschah aber also:

Ein schlichter, einfacher Landprediger in England aus der Provinz Wales, mit Namen Charles, ging im December 1802 durch die Straßen von London, und wollte bei einigen Freunden etliche Pfund Sterling kollektiren, um damit einigen Armen in seiner Gemeinde Bibeln zu kaufen. Einer dieser Freunde, Joseph Hughes, äußerte bei dieser Gelegenheit den Gedanken, es würde gut sein, wenn eine Gesellschaft sich bildete, um diese Gabe allen Armen im ganzen Lande mitzutheilen. Derselbe führte diesen Gedanken 1803 in einer kleinen Schrift weiter aus, und forderte seine Landsleute auf zur Gründung einer Gesellschaft für die Verbreitung der Bibel in der ganzen Welt. Dieser Aufruf fand eine solche Theilnahme, daß im Jahre

1804 den 4. Mai eine solche Gesellschaft von dem Lord Teignmouth in London gegründet wurde und den Namen: die „brittische und auswärtige oder ausländische Bibelgesellschaft“ erhielt. Bei der Stiftung der Gesellschaft hatte man keineswegs einen allgemeinen Mangel an Bibeln vermuthet, und hörte daher mit Befremden den Ruf des Bedürfnisses in den kultivirtesten Theilen des protestantischen Europa's wiedertönen. Auch für diese sollte gesorgt werden; das Hauptaugenmerk der Gesellschaft blieb jedoch immer auf das dringendste Bedürfniß gerichtet. Kein Wunder, daß bei dem in allen protestantischen Ländern Europa's erkannten Bedürfnisse an Bibeln, die helfende und unterstützende Hand der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft ergriffen wurde, theils um der Londoner Bibelgesellschaft zur Vertheilung von Bibeln behilflich zu sein, theils um eigene selbstständige Vereine für gleiche Zwecke zu gründen. Seit dem Jahre 1804 bis 1842, also innerhalb 38 Jahren, sind nun in allen Erdtheilen zusammen 7320 Bibelgesellschaften, oder Vereine zur Verbreitung des göttlichen Wortes, entstanden. Von diesen 7320 Gesellschaften bestehen in Großbritannien, dem Mutterlande derselben, 2228, in Irland 550, auf dem europäischen Kontinent 1400, in Asien 83, in Afrika 16, in Amerika 2800, in Australien 17, in Westindien 226; von diesen haben 69 die freien Regier errichtet. Im ersten Jahre 1804 betrug die Einnahme der englischen Bibelgesellschaft nur 400 Pfund (à 6 Rbl. S. pr. Pfd.), im neunten Jahre schon 17,000 Pfund, und im Jahre 1841: 116,000 Pfund. Die Theilnahme dafür hat sich mit jedem Jahre gesteigert, man hat ihr die bedeutendsten Legate vermacht, um sie in den Stand zu setzen, dieses Werk Gottes zum Heil der Völker auch dann ungehindert fortzusetzen, wenn sich die Beiträge mit

der Zeit etwa vermindern sollten. Im Jahre 1841 vermachte ihr ein Herr Hill in Kingston an der Themse, nachdem er alle Wohlthätigkeitsanstalten an seinem Orte reichlich bedacht hatte, ein Legat von 80,000 Pfund. Innerhalb dieser 38 Jahre haben die genannten 7320 Vereine 20 Millionen Bibeln in alle Gegenden der Erde verbreitet. Doch wie ungleich sind diese vertheilt worden; denn von diesen 20 Millionen Bibeln haben die christl. Länder Europa's und des östlichen Amerika's 18,720,420 erhalten, die übrigen sind unter die ganze Heidenwelt vertheilt worden; davon kommen auf die ungeheure Länderstrecke des mittleren Asiens 2000 Exemplare; für 360 Mill. Bewohner China's 20,000 für die zahllosen Inseln des stillen Weltmeeres 20,000; für ganz Afrika 16,000; für Indien mit seinen 200 Mill. Bewohnern etwa eine halbe Mill. Evangelien. Hier kann man ausrufen: Was ist das noch für so Viele! Bis zur Entstehung der Bibelgesellschaften, also bis zum Jahre 1804, war die Bibel in 19 Sprachen gedruckt vorhanden. Jetzt zählen wir 158 Sprachen, in denen die Bibel theils ganz, theils theilweise gedruckt gelesen wird, und woraus sich Millionen unterrichten lassen. Sie ist also innerhalb 38 Jahren in 139 Sprachen übersetzt worden, und von den 158 Uebersetzungen der Bibel, welche durch den Druck verbreitet worden sind, waren 106 noch nie gedruckt. Wir wollen sie hier nicht mit Namen anführen; wer von uns einmal nach London kommen sollte, lasse sich die Exemplare der Bibel in 158 Sprachen zeigen, sie werden von der brittischen Bibelgesellschaft dort aufbewahrt. Oder er suche in die Bibliothek des Herzogs von Sussex zu gelangen, wo nicht weniger als 15,000 Bibeln in verschiedenen Sprachen und Ausgaben aufbewahrt werden, deren Gesamtwertb 40 bis 50,000 Pfund Sterling beträgt. Eine der merk-

würdigsten ist die zum Tassen für Blinde mit erhabenen Buchstaben, die bereits in mehreren Blindenanstalten Englands und Amerika's mit großem Segen gebraucht wird. Die schnell entstandene Menge der Bibelgesellschaften und ihre Regsamkeit ist das größte erfolgreichste Ereigniß unseres Jahrhunderts. Der arme Landpfarrer Charles im Gebirge von Wales bewirkte, ohne es zu denken und zu wollen, mit seinen ersten Klagworten über die Seltenheit der Bibel bei seinen Pfarkindern, Verwandlungen großer Reiche. — Nach den neuesten Berichten sind bis gegenwärtig von der engl. Muttergesellschaft theils unmittelbar, theils durch ausländische Gesellschaften über 25 Mill. Exemplare der heil. Schrift in verschiedenen Sprachen verbreitet worden, wovon auf die europäischen Bibelgesellschaften ungefähr 6 Mill. kommen. Die wichtigsten unter diesen, und die Zahl der heiligen Schriften, die sie nach und nach verbreiteten, sind folgende: Die Schwedische Bibelgesellschaft 529,956 Exemplare, die Dänische 161,470 Ex., die Niederländische 249,512 Ex., die Preussische 1,132,129 Ex., die Bayrische 116,369 Ex., die Württembergische 401,652 Ex., die Sächsische 186,568 Ex., die Pariser 1,834,288 Ex., die Schweizerischen Gesellschaften 389,732 Ex., die Russische 861,105 Ex., die Belgische 119,000 Ex. Der brittische Agent zu Frankfurt a. M., Herr Dr. Pinkerton, hat seit 1830 nahe an 600,000 Ex. ausgegeben. Wer kann sich die außerordentliche Thätigkeit, verbunden mit den beispiellosen Opfern, wer den dadurch bewirkten, unberechenbaren Einfluß auf Millionen von heilsbegierigen Seelen nur einigermaßen vergegenwärtigen, ohne mit Dank und Erstaunen auszurufen:

Wie Großes hat der Herr gethan!

Ihm sei Dank, Preis, Ehre und Anbetung.

Hallelujah!

Die Tugend eines guten Brunnens. Der Pastor an der Pfarrkirche zu Lauingen, Joh. Sebastian Pfäuser, reiste in der Absicht nach Stuttgart, um den berühmten Reformator Württembergs, Johannes Brenz, persönlich kennen zu lernen. Er begab sich zur Kirche, wo Brenz predigte, und so sehr ihn auch der Prediger befriedigte, so zweifelte er doch, ob es Brenz sei, weil er die Kirche nicht so besucht fand, wie er erwartete. Er begab sich nach der Predigt in die Sakristei, den Prediger persönlich zu sprechen, der ihm brüderlich die Hand drückte und ihn mit in seine Wohnung nahm. Unterwegs äußerte Pfäuser sein Befremden über die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Zuhörer, und setzte hinzu: So wenigen Menschen zu Liebe würde ich kaum die Kanzel bestiegen haben. Bald kamen sie an einem Brunnen vorüber. Hier fragte Brenz seinen Begleiter: Ob er wohl wisse, was die größte Tugend dieses Brunnens wäre? Auf Pfäusers Berneinung fuhr er fort: Das ist das Lob dieses Brunnens, daß er immer gleich reichlich Wasser giebt, es mögen nun viele oder wenige aus ihm schöpfen; er ist ein Vorbild der Prediger des göttlichen Wortes.

---

Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze. Ein Adeligler und Gutsbesitzer wendete sich brieflich an einen Professor der benachbarten Universität, um einen rechtschaffenen, geschickten und gestitzeten Informator oder Hauslehrer für seine beiden Söhne; aber, war in dem Briefe bemerkt, es solle durchaus kein Frommer sein, der immer nur Bibel und Christus im Munde führe. Mit nächstem Posttage erhielt der Herr von Adel einen Brief von dem Professor der Universität folgenden Inhalts: Es sei ihm unmöglich, dem an ihn gestellten Ansuchen zu willfahren, indem ihm aus der Zahl der un-

frommen Studenten kein rechtschaffener, geschickter und gesitteter junger Mann bekannt sei: Die wirklich rechtschaffenen, geschickten und gesitteten aber alle zugleich auch fromm seien.

---

William Grolls. Der Ritter William Grolls, Gouverneur in Virginien, sprach einst mit einem Kaufmanne auf der Straße zu Williamsburg. Es ging eben ein Mohrensklave vorbei, der sie freundlich grüßte, und dem der Gouverneur eben so freundlich danke. „Wie,“ sagte der Kaufmann, „Eure Excellenz lassen sich so herab, daß sie einem Sklaven danken.“ — Warum nicht, antwortete der Gouverneur; ich wollte nicht gerne, daß ein Sklave höflicher wäre als ich.

---

### Drei Paare und Einer.

Du hast zwei Ohren und einen Mund;  
Willst du's beklagen?

Gar Vieles sollst du hören, und —  
Wenig darauf sagen.

Du hast zwei Augen und einen Mund;  
Mach' dir's zu eigen.

Gar Manches sollst du sehen, und —  
Manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und einen Mund;  
Lern' es ermessen!

Zwei: sind da zur Arbeit, und —  
Einer zum Essen.

---

Der Druck wird gestattet. Riga, am 9. Sept. 1846.

Dr. C. E. Napier sky, Censor.